

BÜCHER ÜBER DEN KAVKASUS

Aschot Manutscharjan

Der Kaukasus im Blick: Bücher über eine Krisenregion

■ Executive Summary

The Caucasus keeps attracting the attention of the global public: First came the terrorist war in Chechnya, next the ‚revolution of the roses‘ in Georgia, which ended without bloodshed when President Edward Shevardnadze stepped down, and finally, there was the horrible drama of the hostages in Beslan in Northern Ossetia. Comprising parts of Russia in the north as well as the three independent states of Georgia, Armenia, and Azerbaijan in the south, the Caucasus is a region with a considerable potential for unrest which we should not lose sight of, not least because of its geographical proximity to Europe.

The fact that crises keep recurring within the region is not the only reason why numerous German publishers have ‚re-discovered‘ the Caucasus. Far from limiting themselves to publishing travelogues or ethno-cultural studies of the nations and countries of the region, they offer a number of knowledgeable reports by political journalists as well. This article is a collective review of books on the Caucasus, some of them reprinted, which have appeared in the German-speaking countries in recent years. Some of the books in question deserve to be called cultural treasures, while others are pieces of solid handiwork; after all, not everyone can be like Leo Tolstoy. On the other hand, there are also a few books which it is not all that advisable to read.

The books devoted to the history, culture, and politics of Armenia include a number of travel reports,

journalistic analyses, and novels as well as one volume of photographs. One red thread that runs through all these publications is the genocide perpetrated against the Armenians by the Ottoman empire. The books that deal with Georgia are comparatively few in number. Most of them are travelogues describing peoples' hard everyday lives in this beautiful, hospitable country. While there are some publications dealing with the warlike conflicts in the north of the Caucasus, no comprehensive discussion of the events in and around Chechnya has been published so far that makes any effort to be objective. Books either focus on Russia's war crimes, or they lay the blame for the tragedy at the door of the Chechnyan terrorists.

Summing up, we may say that the German publishing houses have succeeded in recent years in giving their reading public a better understanding of the Caucasus region in all its facets – history, culture, politics –, possibly even bringing it closer to their hearts.

■ Vorbemerkung

Immer wieder zieht der Kaukasus die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf sich: Der Terrorkrieg in Tschetschenien, dann die „Revolution der Rosen“ in Georgien, die mit dem Rücktritt von Präsident Eduard Schewardnadse ein unblutiges Ende fand sowie schließlich das schreckliche Geiseldrama im nordossetischen Beslan. Die Kaukasus-Region, die im Norden russische Gebiete und im Süden die drei unabhängigen Staaten Georgien, Armenien und Aserbaidschan umfasst, verfügt über ein beachtliches Unruhepotenzial, das wir – auch wegen der geographischen Nähe zu Europa – nicht aus dem Blick verlieren sollten.

Nicht nur wegen der immer wieder auftretenden Krisen in dieser Region haben zahlreiche deutsche Verlage den Kaukasus wieder „entdeckt“. Dabei beschränken sie sich keineswegs auf die Veröffentlichung von Reisebüchern oder auf ethno-kulturelle Studien über die Völker und Länder der Region. Vielmehr haben sie auch kenntnisreiche Berichte politischer Journalisten in ihrem Angebot.¹⁾ Die vorliegende Sammelrezension beschäftigt sich mit den – teilweise neu aufgelegten – Büchern über den Kaukasus, die in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum erschienen sind. Dabei verdienen einige der er-

1) Siehe hierzu Aschot Manut-scharjan: Sammelrezension Kaukasus. In: *Osteuropa* 52 (2002) Heft 1, S. 117–119.

wähnten Veröffentlichungen durchaus die Wertschätzung als Werke der Literatur, bei anderen wiederum handelt es sich um ordentliche Arbeiten – nicht jeder kann ein Lew Tolstoj sein. Es befinden sich aber auch Bücher darunter, von deren Lektüre eher abgeraten werden muss.

■ Armenische Lektionen

Auf einem „Intellektuellen-Symposium“ in Amsterdam, wo über die Grenzen Europas und seiner Kultur diskutiert wurde, fragte ein Philosoph den russischen Schriftsteller Andrej Bitow, ob sich das armenische Alphabet sehr vom russischen unterscheide. Auch schien ihn zu überraschen, dass, erinnerte sich Bitow, Armenien und Georgien innerhalb der Grenzen Europas liegen, zumindest wenn es nach der Geographie geht. „Ich war empört“, notierte der Russe. „Dabei vergaß ich, dass auch ich nicht viel anders gedacht hatte als er, bevor ich dieses Buch [*Armenische Lektionen* – A.M.] schrieb.“

Wer mehr über die kleinen Kaukasusrepubliken Armenien und Georgien erfahren will, wird bei Suhrkamp fündig. Der Verlag hat den deutschen Lesern zwei wunderbare Titel über diese beiden Länder geschenkt. Ihr Autor ist kein geringerer als eben Andrej Bitow, der Nestor der russischen Gegenwartsliteratur. Schon die Umschläge der beiden Bücher – gestaltet von Hermann Michels und Regina Göllner – sind Kunstwerke für sich: Abgebildet wird zum einen das armenische Alphabet, zum anderen zieren georgische Buchstaben das Cover. Sie sind ein visualisierter Hinweis auf die Bedeutung des geschriebenen Wortes, das beiden Völkern geholfen hat, ihre nationale Identität über die Jahrhunderte zu bewahren. Die Bücher von Andrej Bitow eignen sich weniger fürs Rezensieren, denn man ist versucht, sie sofort zur Lektüre zu empfehlen. Dennoch soll an dieser Stelle die Übersetzung von Rosemarie Tietze besonders lobend erwähnt werden. Sie hat erreicht, dass sich russisches Original und deutsche Übersetzung in eins fügen. Inspiriert haben mag Rosemarie Tietze ein Aufenthalt in der Region: Auf den Spuren Bitows bereiste sie Armenien, um das vom Autor Betrachtete selbst zu erleben und zu verstehen.

Bitows *Armenische Lektionen* gehört also zu den besten Büchern über die kleine Kaukasusrepublik.

■ Andrej Bitow, *Armenische Lektionen. Eine Reise aus Rußland*, Deutsch von Rosemarie Tietze, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002, 234 Seiten, ISBN: 3-518-41319-8.

Erschienen war es bereits 1967 im Auftrag der Moskauer Zeitschrift *Freundschaft der Völker* aus Anlass des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution. Der Schriftsteller verstand wie kaum ein anderer Ausländer die armenische Identität, die Philosophie und die Geschichte des kleinen christlichen Volkes. Was vorher nur Ossip Mandelstam mit seinen Gedichtband über Armenien gelungen war, setzt Bitows Prosa fort, indem er die Leiden und die Größe des alten Kulturvolkes literarisch aufbereitete. Seine Studie über das armenische Alphabet und die Rolle der Schrift in der Geschichte Armeniens hat bis heute keinen Nachahmer gefunden. Einziger Wermutstropfen der sowjetischen Ausgabe waren die Kürzungen durch die Zensur, denn der russische Schriftsteller hatte es gewagt, in den *Lektionen* das „Nationale“ zu positiv darzustellen. In der deutschen Neuausgabe konnte Bitow jedoch die zensierten Fragmente wieder einarbeiten und durch alte Notizen und vorher „selbst zensierte“ Gedanken ergänzen. Die *Armenischen Lektionen* waren nicht nur für den Schriftsteller eine Erinnerung daran, wie Armenien einmal war, wie man es sehen konnte, „bevor sich alles ereignet hat, was geschehen ist“. Bitow spielt damit an auf die Kette von Tragödien, die mit dem Völkermord an den Armeniern begann und mit dem Zerfallsprozess der Sowjetunion ihre Fortsetzung fand. Mit seiner literarischen Reise hat der russische Schriftsteller ein fundamentales Werk über Armenien vorgelegt, das es möglichen Nachfolgern schwer macht, auch nur Annäherndes zu schaffen.

■ Tessa Hoffmann /
Andreas Wolfensberger,
Armenien – Stein um Stein,
Edition Temmen, Bremen
2001, 155 Seiten, ISBN
3-86108-787-1.

Tessa Hoffmann ist eine der wenigen Autorinnen und Autoren, denen es immer wieder gelingt, das Thema Armenien in die deutschsprachige Öffentlichkeit zu transportieren. Die Menschenrechtlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin beobachtet das Land jetzt schon seit mehr als drei Jahrzehnten. Mit Fug und Recht gilt sie als *die* Armenien-Expertin in Deutschland. Zusammen mit dem Schweizer Fotografen Andreas Wolfensberger veröffentlichte sie in der Edition Temmen den lesens- und betrachtenswerten Bildband *Armenien: Stein um Stein*. Die beiden Autoren ergänzen sich hervorragend: Die präzisen und informativen Texte Tessa Hoffmanns begleiten die Bilder und umgekehrt. Armenien selbst wird so

authentisch, so überzeugend dargestellt, wie es vielleicht nur im Fall einer solch engen Verbindung von Bild und Wort möglich ist. Wie schon Andrej Bitow schreckt auch Tessa Hoffmann nicht davor zurück, dem Leser die schwierigen Kapitel der armenischen Geschichte und Gegenwart nahe zu bringen. Angefangen mit dem von der Türkei bis heute geleugneten Völkermord bis zur Entstehung und dem Verlauf des Berg-Karabach-Konflikts.

Zu den stärksten Kapiteln des Buches gehört der Abschnitt über die armenische Identität. Was meinte der Dichter Parujr Sewak mit seinem Gedicht „Wir sind nur wenige, doch man nennt uns Armenier“? Vielleicht, dass die Despoten und Verfolger von heute die Vergessenen von morgen sind? Das armenische Volk habe sie alle überlebt, schreibt Tessa Hoffmann. Denn im Kampf zwischen Barbarei und Zivilisation werde letztere gewinnen, zitiert die Autorin eine armenische Weisheit und fügt hinzu, dass das Land, politisch ein Zwerg, stets ein Hort der Zivilisation und Kultur gewesen sei. Dieser Mythos gehört genauso wie das Christentum zur armenischen Identität, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch das Trauma des verfolgten Volkes ergänzt wurde. „Mit äußerem Stolz bezeichnen sich Armenier als das erste christliche Staatsvolk und setzen stillschweigend Christentum und Kultur gleich“, betont Hoffmann. „Denn ihr Christentum war nicht das Christentum der Kreuzzüge, der Hexenverfolgungen oder der Inquisition. Es war auch nicht das Christentum der byzantinischen Kaiser oder russischen Zaren“ (S. 63). Zwar sind einige Seiten des Buches über die armenische Innenpolitik oder über Berg-Karabach (die Verhaftung von Verteidigungsminister Samuel Babajan) nicht unumstritten. Sie bestätigen aber, dass Tessa Hoffmann bei aller Sympathie für Armenien eine unabhängige Autorin geblieben ist. Selbst Hetzkampagnen der türkischen Presse konnten sie nicht beeinflussen.

Die ungeschönte Darstellung des Alltags in Armenien ergänzt der erste Roman von Gohar Markosjan-Kasper *Penelope, die Listenreiche*, der bei rowohlt Berlin erschienen ist. Dabei handelt es sich um den ersten literarischen Versuch, die „Revolutionszeit“ in Armenien zu bearbeiten: Der Zeitrahmen reicht von der „Karabach-Bewegung“ (Februar 1988) mit den Massendemonstrationen in Jerewan bis zu

■ Gohar Markosjan-Kasper, *Penelope, die Listenreiche*, Deutsch von Gabriele Leupold, Glossar von Tessa Hoffmann, rowohlt Berlin Verlag, Berlin 2002, 398 Seiten, ISBN: 3-87134-417-6.

den „dunklen Jahren“ der Energieblockade (1993 bis 1996), als Millionen Menschen in der Hauptstadt im Winter bei Temperaturen bis minus 40° ohne Strom überleben mussten. Ein Hauch von *Doktor Schiwago* ist immer präsent. So bemerkt die Romanheldin nicht zufällig, dass es den Menschen zur Zeit der Februarrevolution 1917 in Russland wohl ähnlich ergangen sein müsse. Sie ist das Musterbeispiel einer treuen Frau, die auf ihren Mann wartet, einer Penelope eben. Gohar Markosjan-Kasper hat einen schönen Roman geschrieben, vor allem auch, weil die Autorin die Menschen und ihren Überlebenskampf in wirren Zeiten plastisch darzustellen weiß. Nicht zufällig wurde das Buch für die Auszeichnung zum höchsten russischen Literaturpreis nominiert. Allerdings sollte das Glossar für den deutschen Leser ergänzt werden: Hierzulande muss nicht jeder wissen, dass es sich bei „Lewon“ um den Anführer der nationalen und demokratischen Bewegung, Lewon Ter-Petrosjan, handelt, den späteren ersten Präsidenten der Republik Armenien.

■ Barbara Denscher,
Im Schatten des Ararat.
Armenische Kontraste; Picus
 Reportagen, Wien 2004,
 132 Seiten, ISBN:
 3-85452-787-X.

Auf Bitows Spuren hat sich die österreichische Publizistin Barbara Denscher in das Kaukasusland aufgemacht. In dem Buch, das in der Reihe Picus Reportagen erschienen ist, geht es um die Darstellung der aktuellen Lage in Armenien. Leider ist der Autorin damit kein großer publizistischer Wurf gelungen. Die katastrophale Lage des Volkes nach der Unabhängigkeit, bedingt durch Kriege, Wirtschaftskrise und die bis heute andauernde Blockade durch die Türkei, wird durch die Schilderung der schönen Kultur und reichen Geschichte bis an die Grenze zum Kitschigen verschleiert. Barbara Denscher reißt viele Themen nur an: So erfährt der Leser in Nebensätzen, dass die Korruption allgegenwärtig ist, dass mehr als die Hälfte der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze lebt und dass sich fast ein Drittel des Volkes zur Emigration gezwungen sieht. Dass sich die Autorin des von ihr gewählten Themas nicht sicher ist, wird auch bei der Darstellung der armenischen Geschichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts deutlich. Dem Thema Völkermord nähert sich die Autorin teilweise aus der Sicht der Täter, also der Perspektive der offiziellen türkischen Propaganda (S. 49). So habe die angebliche Kollaboration der Armenier mit Russland, was laut Denscher einige „unzweifelhaft taten“,

ihre Verfolgung zumindest zum Teil gerechtfertigt. An anderer Stelle konfrontiert die Autorin den Leser mit „Geschehnissen in der Türkei des Jahres 1915“ und spricht dabei von „Massenmord“.

Bereits vor siebzig Jahren gelang Franz Werfel mit dem Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh* ein großes literarisches Werk, das ein Bestseller wurde. Der historische Roman, der im Wiener Zsolnay-Verlag veröffentlicht wurde, thematisiert den Widerstand der Armenier gegen ihre Ermordung durch die Behörden des Osmanischen Reichs. Damit setzte Werfel nicht nur den Opfern des Völkermords ein literarisches Denkmal. Vielmehr erscheint sein Buch rückblickend als eine prophetische Vorahnung des Schicksals der europäischen Juden. Allein zwischen 1915 und 1922 wurden auf Befehl der jungtürkischen und der ihr nachfolgenden Regierung anderthalb Millionen Armenier ermordet. Ziel war die Schaffung eines ethnisch homogenen türkischen Staates. Der Wiener Zsolnay-Verlag knüpft mit einer Neuerscheinung jetzt an die mit der Veröffentlichung des Werfel-Romans begründete Tradition an und präsentiert dem deutschsprachigen Publikum eine literarische Fortsetzung dieses Epos.

Was wurde aus den Überlebenden des Völkermords? Diese Frage trieb Peter Balakian um. Dabei war er sich lange Zeit nicht bewusst, selbst ein Nachfahre der Opfer zu sein. Der US-Amerikaner, der heute als Professor für Literaturwissenschaft an einer kleinen Universität lehrt, wuchs – wie seine Freunde und Mitschüler in den USA – mit Baseball und Popmusik auf. Die Liebe zu seiner Großmutter führte ihn schließlich aus dieser Normalität und ließ ihn die lange totgeschwiegene Herkunft seiner Familie ergründen. Poetisch beschreibt der Autor seine Kindheit und die Beziehung zur Großmutter. Unterbrochen wird diese scheinbar heile Welt nur durch verschlüsselt dargestellte Erlebnisse, denen erst der Erwachsene nachspürt. Dabei deckt der Dichter eine Familiengeschichte auf, die ihn zutiefst erschüttert. Balakian, der „Zugang zu Großmutter Gedächtnis hatte“, begleitet den Leser durch die Hölle, die sie durchlitten hatte. Neben den persönlichen Erinnerungen beruht seine Erzählung auf Originaldokumenten. Dies vor allem erklärt die authentische Schilderung des ersten Genozids des 20. Jahrhunderts.

■ Peter Balakian, *Die Hunde vom Ararat. Eine armenische Kindheit in Amerika*, Paul Zsolnay Verlag, Wien 2000, 375 Seiten, ISBN 3-552-04951-7.

■ Micheline Aharonian Marcom, *Drei Äpfel fielen vom Himmel*, Deutsch von Gesine Strempel, C. Bertelsmann Verlag, München 2002, 255 Seiten, ISBN: 3-570-00600-X.

Während Werfels Roman den Opfern des Völkermords an den Armeniern ein literarisches Denkmal setzte, bezieht Balakian die politische Ebene ein, indem er die offizielle Anerkennung des Genozids fordert. Dabei ist *Die Hunde vom Ararat* eine wunderbar geschriebene psychologische und philosophische Studie, in der der Autor seiner eigenen Geschichte nachgeht und zugleich die Ungerechtigkeit und Doppelmoral der Politik offen legt.

Balakians Großmutter ähnelt der Heldin in dem Roman einer anderen armenischstämmigen Amerikanerin, Micheline Aharonian Marcom. Ihr Buch *Drei Äpfel fielen vom Himmel*, veröffentlicht im C. Bertelsmann Verlag, ist so schön geschrieben wie grausam. Wieder wird die Geschichte einer Frau erzählt, die den Völkermord überlebt hat. Das Thema scheint sich über die Jahrzehnte in der armenischen Diaspora verfestigt zu haben und das Leid der Überlebenden zu symbolisieren, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden und gezwungen waren, ganz von vorne zu beginnen. Die Autorin gehört wie Balakian zur dritten Generation, die das psychische Trauma ihrer Großeltern und Eltern durch Erzählen zu zerbrechen suchen. Wenn die jungen Autoren den Genozid auch nur aus Berichten und Dokumenten kennen, dem Schicksal ihrer engsten Verwandten können sie sich nicht entziehen.

■ Georgische Alben

■ Andrej Bitow, *Georgisches Album. Auf der Suche nach Heimat*, Deutsch von Rosemarie Tietze, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2003, 221 Seiten, ISBN: 3-518-41478-X.

Ungeachtet der hervorragenden deutsch-georgischen Beziehungen sind in den letzten Jahren über Armeniens Nachbarland Georgien vergleichsweise wenige Bücher im deutschsprachigen Raum erschienen. Zu den besten Abhandlungen über die Kaukasusrepublik gehört nach wie vor das vom Suhrkamp-Verlag veröffentlichte *Georgische Album* von Andrej Bitow. Dem Buch vorgeschaltet ist eine kurze Liebeserklärung des Autors: „Wofür wir die Georgier geliebt haben“. Bitow fühlte sich in Georgien, das die Zaren Russland einst zwangsweise einverleibt hatten, als Einbrecher und Eroberer, als Freund und Liebender, als Entdecker und Dolmetscher, als Mensch, der nach dem Sauberen sucht. „Ich wollte nach Hause importieren, was sie sich dort bewahrt hatten: sich selbst zu gehören“, schreibt der Russe und erklärt damit den Untertitel des Buches: „Auf der Suche nach Heimat“.

Nach eigenem Bekunden reiste der Schriftsteller nach Georgien, um sich dort zu verstecken, aber auch um sich wieder zu finden – so wie vor ihm Ossip Mandelstam und Boris Pasternak.

Das *Georgische Album* begann Bitow erst nach seiner Armenien-Reise. Die *Armenischen Lektionen* verglich der Autor mit dem Bau einer Kirche mit sieben Kuppeln. Nachdem er sich Armenien erschlossen hatte, konnte er nach Georgien zurückkehren. „Wie nach Hause. Deshalb ist das Georgische Album keine Kirche mehr, sondern eine Kirchenruine.“ Indem Bitow versucht, Russland in Georgien zu entdecken, wird der Leser, fasziniert von seiner Sprache, entweder zu einem Georgier oder zu einem Russen.

Der Zerfall der Sowjetunion hat die früheren engen literarischen Beziehungen der Kaukasusrepubliken zu Russland weitgehend zerstört. Als „Freundschaft und Brüderlichkeit“ zwischen den Völkern und ihren Literaturen noch staatlich gefördert wurden, pflegten Schriftsteller und Wissenschaftler rege Kontakte untereinander, denn die Reisen wurden finanziert. Rückblickend denkt die postsowjetische Generation mit Wehmut an diese Möglichkeiten. An die Stelle der russischen Journalisten und Schriftsteller sind jedoch längst Besucher aus dem Westen getreten, die jetzt die Chance haben, die Kaukasus-Region zu erkunden.

Die Journalistin Wendell Steavenson hat zwei Jahre lang, u.a. für das *Time Magazin*, aus Georgien berichtet. Außerdem nutzte sie die Zeit, um das Buch *Gestohlene Geschichten. Aus Georgien* zu schreiben. Mit Neugier und positiven Erwartungen begann der Rezensent die Lektüre, immerhin präsentierte der Verlag die Autorin als eine der „ganz großen literarischen Entdeckungen“ und scheute nicht davor zurück, sie mit einem Schriftsteller wie Anton Tschechow zu vergleichen. Umso größer war die Enttäuschung: Zwar beschreibt die Journalistin anschaulich ihr schweres Leben in Tiflis, ohne Strom und warmes Wasser; außerdem darf sie der Leser auf ihren Reisen durch Armenien und Aserbaidtschan begleiten. Allerdings trugen die zahlreichen Begegnungen der Autorin mit den Einheimischen nicht dazu bei, dass sie die Georgier und die anderen Kaukasus-Völker besser kennen lernte. Von Verstehen soll erst gar nicht die Rede sein.

■ Wendell Steavenson,
Gestohlene Geschichten.
Aus Georgien, Europäische
Verlagsanstalt, Hamburg
2004, 292 Seiten, ISBN: 3-
434-50572-5.

Das Exotische und Dekorative der Georgier empfindet die Journalistin als inszeniert und aufgesetzt. Selbst ihre Trinksitten wertet sie als eine Form der Aggression. Statt tieferer Einblicke und Analysen hält die Autorin Reiseanekdoten bereit, die nur noch übertroffen werden durch ihre Oberflächlichkeit, ihre Vorurteile und ihre Unkenntnis. Hier einige Kostproben: „Die Russen haben sich in Tschetschenien wie knallharte Rassisten aufgeführt, nach dem Motto: Bomben drauf, knall sie ab, bring sie um, verbrenn sie. Doch politisch war die Sache verwickelt. Auch die Tschetschenen waren keine Engel: stolz, unnachgiebig, bestialisch, diebisch, rachsüchtig, grausam, unter sich zerstritten, gleichzeitig ehrenhaft und heimtückisch, bis zum Abwinken hart“ (S. 251).

In ihrem „Ethnischen Glossar“ vertieft Steavenson ihr „umfassendes Wissen“ über die einzelnen Kaukasusvölker. Einige schneiden dabei gut ab, andere weniger – aus welchen Gründen auch immer. Über den Armenier schreibt sie: „Das Entscheidende ist, dass niemand die Armenier besonders mag. Sie sind daran gewöhnt, im Kaukasus die Stellung einzunehmen, die die Juden einst in Zentral- und Osteuropa innehatten. Sie waren die Außenseiter, lebten in armenischen Ghettos, waren Opfer von Pogromen und verweigerten die Anpassung. [...] Ihr Leben war immer hart, sie wurden von den muslimischen Horden zu beiden Seiten, den Persern und Türken, verfolgt und umgebracht. Und dennoch waren sie die erste christliche Nation, hatten ihr eigenes Alphabet, als die Europäer noch auf den Bäumen hockten“ (S. 266 f.). Die Georgier, die der Fremden gerne ihre Gastfreundschaft während der beiden Jahre gewährten, werden von ihr plötzlich als ein „faules Volk“ bezeichnet. Kurz: Die vielen plakativen Pauschalurteile und Verallgemeinerungen – unterlegt mit einem Hauch westlicher Arroganz – hinterlassen beim Leser einen faden Beigeschmack. Auch wenn Wendell Steavenson sehr gut beschreiben kann, von der Klasse eines Anton Tschetchoff ist sie weit entfernt.

■ „Die Freiwilligen“ vom Kaukasus aus dem KZ

Der umfangreichen Literatur über die Osttruppen der Wehrmacht, denen sich Soldaten aus allen Völ-

kern der Sowjetunion angeschlossen hatten, hat der Leopold Stocker-Verlag einen Sammelband zum Thema *Freiwillige vom Kaukasus. Georgier, Armenier, Aserbaidchaner, Tschetschenen u.a. auf deutscher Seite* hinzugefügt. Es handelt sich um ein detailliertes, auf Archivdokumenten und persönlichen Erinnerungen aufgebautes Buch, dass die Arbeit des „Sonderverbandes Bergmann“ darstellt, aber auch rechtfertigt und glorifiziert. Der Sonderverband kam im Kaukasus, auf der Krim, in Griechenland und in Jugoslawien zum Einsatz. Auch an Kampfhandlungen zur Niederschlagung des Warschauer Aufstandes war „Bergmann“ beteiligt. Neben Russen und Ukrainern sollten die „Kaukasier“ ihren Beitrag leisten, um den Vielvölkerstaat Sowjetunion in die Knie zu zwingen. Eine nicht mehr neue Idee, denn bereits das kaiserliche Deutschland hatte eine ähnliche Strategie gegen das zaristische Imperium während des Ersten Weltkriegs zu verwirklichen versucht.

Den Herausgebern, allesamt Angehörige des Verbandes „Bergmann“, gelingt es auch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende nicht, sich mit dem Thema kritisch auseinander zu setzen. Schon der Titel des Buches – *Freiwillige vom Kaukasus* – ist eine Geschichtsfälschung: Seit wann sind Soldaten einer fremden Armee, die aus Konzentrationslagern und Kriegsgefangenenlagern rekrutiert werden, Freiwillige? Allein weil sie ihre Überlebenschancen zu verbessern hofften, haben sich die Gefangenen zum Dienst in der Wehrmacht gemeldet. Dabei ging es ihnen nicht darum, ihre Heimat zu befreien oder – wie die Verfasser behaupten –, „nach einem Sieg freie Ordnungen in ihren Heimatländern“ zu entwickeln (S. 14). Um welche „freie Ordnung“ sollte es sich unter den Vorzeichen einer Nazi-Diktatur nach dem „Endsieg“ wohl handeln?

Aus der Denkschrift Theodor Oberländers „Deutschland und der Kaukasus“ geht beispielsweise hervor, dass er über eine Eingliederung des Kaukasus in das „neue Europa“, also in das Deutsche Reich, nachdachte. Dabei interessierte ihn genauso wenig wie den „Führer“ die Befreiung der Völker des Kaukasus, sondern allein das Öl in Aserbaidshan. „Eine Macht muß im Kaukasus herrschen, sonst tobt der Kampf aller gegen alle“, schreibt Oberländer (S. 22).

■ Albert Jeloschek / Friedrich Richter / Ehrenfried Schütte / Johannes Semler, *Freiwillige vom Kaukasus. Georgier, Armenier, Aserbaidchaner, Tschetschenen u.a. auf deutscher Seite*. Der „Sonderverband Bergmann“ und sein Gründer Theodor Oberländer, Leopold Stocker Verlag, Graz / Stuttgart 2003, 374 Seiten, ISBN: 3-7020-0984-1.

Die Unabhängigkeit der Kaukasus-Völker war also nicht Teil des Plans.

Der Mythos über die faire Kriegsführung der Deutschen ungeachtet der „unsagbaren Grausamkeiten“ der Sowjetsoldaten begleitet den Leser allenthalben. Auch vor Legendenbildung scheuen die Autoren nicht zurück: Dazu gehört, dass die Deutschen in den besetzten Gebieten vielfach als „Befreier“ gefeiert worden seien (S. 20). Überhaupt durchzieht den Sammelband – gleichsam als Leitmotiv – die Behauptung, die Wehrmacht habe einen „humanen“ Krieg geführt im Gegensatz zu den „völkerrechtswidrigen“ Handlungen der Partisanen in den besetzten Gebieten. Die Schilderungen über das Gemetzel zur Niederschlagung des Warschauer Aufstands sind hier aufschlussreich: „Es war widerlich, mit welchen Mitteln die Polen kämpften“ (S. 262).

Dass es auch anders geht, beweist die fundierte Studie über den Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im Zweiten Weltkrieg von Patrik von zur Mühlen. Das im Droste-Verlag erschienene Buch des wissenschaftlichen Mitarbeiters der Friedrich-Ebert-Stiftung *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern* (Düsseldorf 1971) soll an dieser Stelle ausdrücklich empfohlen werden.

■ „Das soll Krieg sein?“ – Wahrheiten über Tschetschenien

Genau vor zehn Jahren, im November 1994, bekam das russische Verteidigungsministerium die „Anweisung“, die Geltung der russländischen Verfassung in der Autonomen Republik Tschetschenien, die zuvor ihre Unabhängigkeit erklärt hatte, durchzusetzen. Als der Versuch gescheitert war, mit Panzern den Präsidentenpalast in Grosny zu stürmen, konzentrierte Moskau seine Armee im Nordkaukasus und griff an. Abgesehen von den Medienberichten über die Ereignisse in der Region sind inzwischen auch hierzulande einige Bücher über den Tschetschenien-Krieg erschienen.

Der von Florian Hassel herausgegebene Sammelband *Der Krieg im Schatten. Russland und Tschetschenien* beschäftigt sich sowohl mit den Ursachen des Krieges als auch mit den russischen Verbrechen in Tschetschenien. Allerdings finden sich in diesem von Journalisten und selbsternannten „Tschetschenien-

■ Patrik von zur Mühlen, *Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern. Der Nationalismus der sowjetischen Orientvölker im 2. Weltkrieg*, 2. Aufl., Droste-Verlag, Düsseldorf 1989, 256 Seiten, ISBN: 3-7700-0273-3.

■ Florian Hassel (Hrsg.), *Der Krieg im Schatten. Russland und Tschetschenien*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2003, 257 Seiten, ISBN: 3-518-12326-2.

Experten“ verfassten Buch viele Ungereimtheiten entlang der Prämisse: Die Russen sind Verbrecher und die Tschetschenen sind Freiheitskämpfer. Auf eine kritische Auseinandersetzung mit der geänderten Zielsetzung der Tschetschenen – vom Befreiungskrieg zum „Heiligen Krieg“ – wartet der Leser vergebens. Zudem leidet die Qualität der durchaus informativen Aufsätze unter der Verbreitung von Gerüchten und Unterstellungen. Als Beispiel sollen an dieser Stelle die Terroranschläge in Moskau und an anderen russischen Orten im September 1999 angeführt werden. Damals starben unter den Trümmern ihrer Wohnhäuser mehr als 300 Menschen. „Der Kreml beschuldigt Tschetschenen, Indizien deuten auf den russischen Geheimdienst“ (S. 241), lautet der Kommentar. Wie so oft in den einzelnen Aufsätzen bleiben die Autoren bzw. der Herausgeber dem Leser weiter gehende Erklärungen und Beweise schuldig. Auch eine Verharmlosung der terroristischen Aktivitäten der Tschetschenen, darunter die Geiselnahme von nahezu 800 Menschen im Moskauer Nord-Ost-Theater, zeigt, dass einige Autoren kein objektives Bild des Tschetschenien-Konfliktes zu vermitteln vermochten. Nichtsdestoweniger handelt es sich bei dem vorliegenden Sammelband um einen Versuch, sich kritisch mit dem Tschetschenien-Krieg auseinander zu setzen.

Über die Lage in Tschetschenien während der Phase der Selbstverwaltung zwischen 1996 und 1999 gibt es im Westen nur wenige Veröffentlichungen. Das wird sich kaum ändern, denn für Ausländer ist ein Aufenthalt in der nordkaukasischen Republik lebensgefährlich. Diese Erfahrung machte auch ein junges Ehepaar aus Schweden. Daniel und Paulina Brolin wollten nicht einmal nach Tschetschenien, mussten dort aber fast ein halbes Jahr in einem Keller verbringen. Brolins kamen illegal, also ohne Aufenthaltsgenehmigung, nach Dagestan, um dort zu missionieren. Sie hatten das Pech, entführt und nach Tschetschenien verschleppt zu werden. Im R. Brockhaus Verlag wurde jetzt die anrührende Geschichte zweier Christen veröffentlicht, denen ihr Glaube geholfen hat, den Terror ihrer Gefangenschaft zu überleben.

„Jesus liebt Dich“, sagten sie ihren islamistischen Geiselnehmern, die sie regelmäßig misshandelten. Bei

■ Daniel und Paulina Brolin mit Jonatan Sverker, *165 Tage Angst. Ein Ehepaar in der Gewalt von Kidnapern*, R. Brockhaus Verlag, Wuppertal 2003, 184 Seiten, ISBN: 3-417-24755-1.

der im Buch beschriebenen Befreiungsaktion handelt es sich um die seltene Darstellung der Mechanismen, die bei einer Geiselnahme in Gang gesetzt werden, auch um die Opfer zu retten: Offenbart wird ein ganzes Netzwerk, das zwielichtige Regierungsbeamte, Leute aus dem Milieu der organisierten Kriminalität, Islamisten, Geheimdienstmitarbeiter und Geschäftsleute verbindet und das weit nach Dagestan, Tschetschenien und Aserbaidschan hineinreicht. Allen gemeinsam ist, dass sie am Geschäft mit Geiselnahmen verdienen. Die beiden Schweden hatten Glück, denn sie wurden nach 165 Tagen befreit. Dagegen stehen Hunderte in Tschetschenien Entführte, die bis heute spurlos verschwunden sind. Internationale Aufmerksamkeit wird diesen Verbrechen nur selten zuteil. Am 8. Dezember 1999 war so eine Gelegenheit, als in einem Straßengraben die abgeschlagenen Köpfe dreier Engländer und eines Neuseeländers gefunden wurden. Die tschetschenische Regierung hatte die vier Männer eingeladen, um ein Telefonnetz im Land aufzubauen. Deshalb standen sie sogar unter dem Schutz von Präsident Maschadow. Dennoch war es Kidnappern gelungen, sie am helllichten Tag in ihre Gewalt zu bringen. „Und das war nur eins von vielen Zeichen, das sich das Land im Zerfall befand“, schreiben die Autoren zu Recht (S. 182). In Westeuropa erfährt man wenig darüber, vielleicht weil es den Journalisten zu kompliziert ist, dieselben Tschetschenen, die sie als Freiheitskämpfer glorifizierten, plötzlich als Geiselnehmer und Terroristen darstellen zu müssen. Aus diesem Grund wurden nicht selten Tatsachen manipuliert und das Bild eines de facto unabhängigen Tschetschenien verdrängt.

■ Alexander Sosnowski,
Das Tschetschenien-Syndrom. Bekannte und unbekannte Fakten, Mauer Verlag, Rottenburg a/N.
 2003, 257 Seiten, ISBN:
 3-937008-52-7.

Eine andere Seite des „Tschetschenien-Syndroms“ versucht der in Deutschland lebende russische Journalist Alexander Sosnowski zu beleuchten. Sein Buch, das im Mauer-Verlag erschienen ist, beschreibt die Gefahren des tschetschenischen Islamismus und Terrorismus, der seiner Meinung nach seit langem auch Europa im Visier hat. Dabei sind dem Journalisten jedoch Fehler unterlaufen, die sich ein ernst zu nehmender Autor nicht leisten darf. So wurde eine Zeitungssente, ein angebliches Bekennerschreiben einer „Kaukasischen Befreiungsfront“, von ihm nicht nur ernst genommen, sondern er widmete ihm ein

ganzes Kapitel. Dabei geht es um die Geschichte einer Kofferbombe, die am Dresdener Hauptbahnhof gefunden worden war. Wie später nachgewiesen wurde, handelte es sich nicht um einen islamistischen Terrorakt, sondern um den profanen Versuch, Geld zu erpressen. Weitere Fehler folgen. Hinzu kommen andere Mängel, die das Lesen erschweren: beispielsweise das schlechte Deutsch, was Stil und Grammatik betrifft, sowie weitere falsche Tatsachenbehauptungen und ein abstruser wissenschaftlicher Apparat.

Ein ständiger Dorn in den Augen der offiziellen Menschenrechts-Verteidiger, insbesondere der UN-Menschenrechtskommission, ist die Russin Anna Politkovskaja. Im Westen ist die Vortragsreisende in Sachen Tschetschenien sehr populär, wohingegen die Journalistin in ihrer Heimat, vor allem von den Kreml-treuen Medien, scharf kritisiert wird. Den Geheimdiensten und dem Militär ist sie regelrecht verhasst. Ihre Meinung über den Krieg erfährt der Leser ab der ersten Seite ihres bei DuMont veröffentlichten Buches *Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg*. Politkovskaja spricht von „Staatsterror, der einen nichtstaatlichen Terror bekämpfen will“ (S. 18).

Ursprünglich hatte ihr Arbeitgeber, die Moskauer Zeitung *Nowaja Gaset*a, die Journalistin nach Tschetschenien entsandt. Wohl wissend, dass sie weder eine Kriegsberichterstatteerin war noch sich im militärischen Metier auskannte, sondern als ganz und gar ziviles Wesen auftrat, sollte sie von den Ereignissen vor Ort berichten. „Gerade ich als zutiefst ziviler Mensch könnte sie besser verstehen, die Leiden anderer zutiefst ziviler Menschen: der vom Krieg überrollten Bewohner der tschetschenischen Dörfer und Städte“ (S. 17). Das Kalkül ging auf. Jetzt können auch die Leser ihrer Monographie von der Darstellung der Situation in Tschetschenien nach 1999 profitieren, als sich das „demokratische Russland“ ein zweites Mal entschloss, die Bergrepublik anzugreifen.

Die Autorin schätzte die politische Entwicklung von Anfang an richtig ein und sah, was viele angebliche Freunde der Tschetschenen nicht sehen wollten: Erst der Einmarsch der tschetschenischen Einheiten unter Führung von Bassajew und Chattab im Juli 1999 in die russische Autonome Republik Dagestan provozierte den zweiten Krieg. Dabei weist die Autorin allerdings nicht darauf hin, dass diese „Freischär-

■ Anna Politkovskaja, *Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg*, aus dem Russischen von Hannelore Umbreit und Ulrike Zemme, DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln 2003, 336 Seiten, ISBN: 3-8321-7832-5.

ler“ einen „Heiligen Krieg“ führten mit dem Ziel, eine „Islamische Kaukasus-Republik“ zu gründen, in der die Scharia gelten sollte. Hier wie auch an anderen Stellen hindern ihre Sympathien mit dem leidenden tschetschenischen Volk die Autorin daran, auch unangenehme Wahrheiten zu erwähnen. Darunter fällt auch ihre Wertung der Terrorakte als bloße Reaktion auf die russischen Kriegsverbrechen.

„Putin benutzte den Krieg, um für sich das Image der ‚eisernen Faust‘ im Kampf gegen die Feinde Russlands zu kreieren“ (S. 326), lautet ein Kommentar. Dies allein reicht jedoch nicht aus, um die Hintergründe der Putinschen Tschetschenien-Politik zu erläutern. Auch scheint der plakative Buchtitel nicht klug gewählt, denn „Die Wahrheit über den Krieg“ zu wissen reklamieren alle Konfliktparteien für sich. Zudem ist sie nicht die einzige, die über Tschetschenien „die Wahrheit“ berichtet.

Es bleibt das Verdienst Anna Politkovskajas, dass Nachrichten über die tschetschenische Tragödie die Weltöffentlichkeit erreichen konnten. Aber sie steht nicht allein: viele andere mutige russische Journalisten haben ihr Leben riskiert und auch verloren, um über das Kriegsgeschehen zu informieren. Dazu gehört auch der erste Tschetschenien Krieg (1994 bis 1996) unter Präsident Boris Jelzin. Dank tapferer Fernsehkorrespondenten erfuhren die Menschen Details über die Kriegsverbrechen. Diese Berichte brachten das russische Volk derart gegen den Krieg und ihre politische Führung auf, dass sie an Protestaktionen teilnahmen. Als den Tschetschenen schließlich nach ihrem Sieg über die russische Armee 1996 de facto ihre Unabhängigkeit gewährt wurde, gelang es ihnen in den nachfolgenden Jahren jedoch nicht, ein funktionierendes Staatswesen aufzubauen. Die Stimmung kippte endgültig in der russischen Öffentlichkeit zu ihren Ungunsten, als es in Tschetschenien zu Entführungen kam. Das war lange vor dem Machtantritt Putins. Zu den ersten Opfern gehörten ausgerechnet die Journalisten, die sich um ehrliche Informationen bemüht und auch über die Kriegsgräuere berichtet hatten. Jetzt mussten sie sich von ihren tschetschenischen Kidnappern als korrupt beschimpfen lassen.

Auch wenn die Autorin in ihrem Buch viele Behauptungen nicht belegen kann, es bleibt das Ver-

dienst der mutigen Journalistin, dass sie über das Grauen insbesondere des zweiten Tschetschenien-Krieges wie niemand sonst weltweit informiert hat. Kommende Generationen in Russland werden Anna Politkowskaja dafür dankbar sein. Zwar ist ihr mit dem vorliegenden Buch kein literarischer oder publizistischer Wurf gelungen. Geachtet und beachtet wird sie dennoch auch in Zukunft werden, weil sie es riskiert hat, sich trotz der mächtigen Pressezensur für die Schwachen einzusetzen. Und zwar gegen den erklärten Willen des Kreml.

Manchmal muss man mehr als ein Jahrhundert zurückgehen, um die Ursprünge des Hasses aufzuspüren, der zwei Völker scheinbar ohne Hoffnung aneinanderkettet. Das bislang beste Buch über den Krieg im Kaukasus – eine Meistererzählung der Weltliteratur – wurde im Jahr 1904 in Jasnaja Poljana fertig gestellt. *Hadschi Murat. Ein Roman aus dem Kaukasus* ist das Glanzstück in der Reihe der kaukasischen Erzählungen Lew Tolstoj, der zwischen 1851 und 1854 als junger Artillerieoffizier Zeuge der russischen Kaukasuseroberung wurde. Dieses Buch, erschienen in der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, ist ein einzigartiges Zeugnis des großen russischen Humanisten gegen den Krieg. Auch die deutsche Übersetzung von Werner Bergengruen soll an dieser Stelle ausdrücklich gelobt werden.

In dem Roman geht es um die Geschichte des awarischen Stammesfürsten Hadschi Murat, der – zunächst ein Anhänger von Imam Schamil – auf die Seite des russischen Zaren wechselt. Im Unterschied zu seinen früheren Büchern komprimierte der Schriftsteller in diesem Werk seine Kernbotschaften wie ein moderner Agenturjournalist, der komplizierte Nachrichten für seine Leser auf wenigen Zeilen zusammenfassen muss. So schildert Tolstoj an einer Stelle das Schicksal eines tschetschenischen Bergdorfes, das von russischen Truppen niedergebrannt wurde. Während die russischen Soldaten nach der Tat singend zu ihrem Stützpunkt zurückmarschieren, eilen die Dorfbewohner herbei, um ihre Toten zu beklagen. Anschaulich beschreibt Tolstoj den alten Großvater, der nur da saß und stumpf vor sich hin blickte. „Die Aprikosen- und Kirschbäume, die er gepflanzt und gepflegt hatte, waren abgehauen und halb verkohlt, und was ihn am schwersten traf, auch die Bienenstöcke

■ Lew Tolstoj, *Hadschi Murat. Ein Roman aus dem Kaukasus*, Aus dem Russischen übersetzt von Werner Bergengruen, Nachwort von Andreas Guski, Manesse Verlag, Zürich 2000, 303 Seiten, ISBN: 3-7175-1954-9.

mit allen Bienen waren verbrannt. Die Weiber wehklagten [...]. Der Brunnen war verunreinigt worden, offenbar mit Absicht, und man konnte kein Wasser aus ihm schöpfen [...]. Kein Wort des Hasses gegen die Russen wurde laut. Das Gefühl, das alle Tschetschenen, vom jüngsten bis zum ältesten, ihnen gegenüber empfanden, war stärker als Haß. Es war nicht Haß, sondern das Gefühl der Unmöglichkeit, diese russischen Hunde überhaupt als Menschen anzusehen, es war ein solcher Abscheu und Ekel, ein so fassungsloses Erstaunen über die sinnlose Grausamkeit dieser Geschöpfe, daß der Wunsch, sie wie Ratten, Wölfe oder giftige Spinnen auszurotten, ebenso selbstverständlich erschien wie der Trieb der Selbsterhaltung“ (S. 191 f.). Diesen Wahnsinn der Barbarei, dem das vermeintlich zivilisierte Moskau unter Zar Nikolaj die „Bergbewohner“ aussetzte, hat Tolstoj über die Jahrhunderte verewigt. Von seiner Aktualität hat das Buch bis heute nichts eingebüßt. Der Schriftsteller läßt eine seiner Romanheldinnen, Marja Dmitrijewna, denn auch über den Tschetschenien-Krieg sagen: „Krieg? Das soll Krieg sein? Mörder seid ihr, sonst nichts.“